

Hartmann Tyrell

Familienforschung – Familiensoziologie: Einleitende Bemerkungen

Family research – family sociology: Some introductory remarks

Zusammenfassung

In diesen einleitenden Bemerkungen nimmt der Moderator der Familienwissenschaftlichen Konferenz Stellung zum Verhältnis zwischen Familienpsychologie und Familiensoziologie, zum wachsenden Einfluss der Rational-Choice-Theorie auf letztere, sowie zur während der Tagung recht lebhaften Debatte über Stabilität und Wandel des Familienleitbildes im 20. Jahrhundert. Abschließend plädiert er für eine Dekomposition des so stark einheitsbetonten Familienbegriff.

Schlagerworte: Familienpsychologie, Familiensoziologie, Rational-Choice-Theorie, Stabilität und Wandel des Familialen, Dekomposition

Abstract

In his introductory remarks, the chairman of the Conference on the State of the Art in Family Research – that took place on March 19th and 20th 2006 in Bamberg and was jointly organised by the State Institute for Family Research at the University of Bamberg and the *Zeitschrift für Familienforschung* (Journal of Family Research) – comments on the relationship between family psychology and family sociology, on the increasing impact of rational-choice theory on family sociology as well as on the debate on stability and change of the overall concept of family during the 20th century that was so vibrant during this conference. The author concludes his remarks by pleading for a decomposition of the concept of the family as an all encompassing unit.

Keywords: family psychology, family sociology, rational-choice theory, stability vs. change of the overall concept of family, decomposition

Dieses Heft der *Zeitschrift für Familienforschung*, dem es um eine Bestandaufnahme der Familienforschung zu tun ist, geht auf eine Konferenz zurück, die das *Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg* zusammen mit der *ZfF* am 19. und 20. Mai 2006 mitten im schönen Bamberg abgehalten hat. Die bestens vorbereitete und gut besuchte Konferenz bot die Gelegenheit zu vielfältigem Gedankenaustausch unter den anwesenden Familienforschern, und man darf sagen: die Gele-

Zeitschrift für Familienforschung, 18. Jahrg., 2006, Heft 2

<https://doi.org/10.20377/jfr-307>



genheit wurde reichlich genutzt. Das gilt gerade auch für die Debatten, die die stimulierenden Referate und Korreferate nach sich zogen. Dem Verfasser dieser *Einleitenden Bemerkungen* war dabei die Rolle des Moderators zugefallen. Mit diesem oralen und interaktiven Part war die Erwartung verknüpft, sich im Nachhinein zur Sache auch *literal* zu äußern. Ich will dieser Erwartung, soweit ich dafür gerüstet bin, hier nun genügen und füge hinzu, dass ich mir (als Redakteur einer anderen Zeitschrift, der ich bin) der Ehre in hohem Grade bewusst bin, mich solcherart in der *Zeitschrift für Familienforschung* äußern zu können.

Der Gedankengang, den ich einleitend zu diesem Heft beisteuern möchte, ist einer in vier Teilen. Ich möchte zunächst *zwei* Bemerkungen zur Lage der Familienforschung und insbesondere der Familiensoziologie machen; sachlich gespeist sind diese nicht zuletzt aus den in diesem Heft folgenden Beiträgen, ein wenig auch aus Beobachtungen, die man auf der Bamberger Tagung machen konnte.

Die erste der zwei Bemerkungen nimmt auf die diskrepante Art Bezug, in der sich Familienpsychologie und Familiensoziologie in Bamberg präsentiert haben (1.), während die zweite sich auf die veränderte Theorielage in der Familiensoziologie bezieht, nämlich die zunehmende Dominanz von Rational-Choice (2.). Auch die dritte Überlegung hat einen Bamberger Hintergrund; ‚angestiftet‘ ist sie von einer Debatte dort, in der es um Stabilität oder Wandel des Familialen im letzten Jahrhundert ging (3.). Und schließlich möchte ich einen Vorschlag zum Familienbegriff und in gewisser Weise auch zur Familientheorie unterbreiten, einen Vorschlag zur Dekomposition der Familieneinheit. Dabei geht es auch um die Wiederaufnahme und ‚zeitgerechte‘ Modifizierung von Durkheim’schen Ideen, aber auch um die familienbezogene Geltendmachung eines Spannungsverhältnisses, im Hinblick auf das mit Max Weber von ‚Wertekollision‘ gesprochen werden könnte. (4).

1. Meine erste Überlegung hat mit dem Verhältnis von Familienpsychologie und Familiensoziologie zu tun, genauer: mit der auffälligen Auseinanderentwicklung der beiden familienbezogenen Disziplinen. Dabei ist die Paar- und Familienpsychologie eine ausgesprochen junge Disziplin, die in den deutschsprachigen Ländern erst seit den 1980er Jahren von sich reden macht und als deren Take-off hierzulande gemeinhin die Publikation von K.A. Schneewinds *Familienpsychologie* (1991) gilt. Im Blick auf das, was sich auf diesem Feld seither getan hat, war der Lagebericht, wie ihn Guy Bodenmann auf der Bamberger Konferenz gegeben hat und wie er sich weitgehend in diesem Heft wiederfindet, ein einziger Erfolgsbericht: enormes Publikationswachstum, eine Reihe von Institutsgründungen, die stabile Etablierung von familienpsychologischer Grundlagenforschung einerseits und von Anwendungsforschung andererseits. Kurz: die Paar- und Familienpsychologie ist „in den letzten Jahren zu einer vollwertigen Disziplin innerhalb der psychologischen Grundlagen- und Anwendungsfelder herangereift“ (Bodenmann, in diesen Heft, S. 16). Hält man sich an Bodenmanns Bericht, der selbstverständlich eine *internationale* Forschungslandschaft beschreibt, so sind die Kreativität und das Entwicklungspotential des Fachs hoch veranschlagt. Das, was einzig den Optimismus trübt, ist die schwache Resonanz, die die Forschung einstweilen in der Politik findet.

Um die *Familiensoziologie*, die in Deutschland, wenn ich es recht sehe, in der Nachkriegszeit und bis in die 1970er Jahre die dominante Familienwissenschaft und

die auch innerhalb der Soziologie nicht ohne Prominenz war, steht es deutlich anders. Sie wird in diesem Heft – deutlicher beschränkt auf die deutschsprachige Forschung¹ und (nach guter Lehrbuchtradition) geschieden nach Theorie und Empirie – von Günter Burkart und von Johannes Huinink vorgestellt. Schon die Legitimität der Trennung von Theorie und Empirie aber, die ja in keinerlei Korrespondenz steht zu dem Gegenüber von Grundlagen- und Anwendungsforschung in der Psychologie, wurde auf der Bamberger Konferenz stark in Zweifel gezogen. Gerade Vertreter von Rational-Choice äußerten sich zudem mit Bezug auf die familiensoziologischen Theoriedebatten skeptisch (Josef Brüderl in diesem Heft), und in der Tat tut sich der Bericht von Burkart ja schwer, auf dem familiensoziologischen Feld Ansätze von ambitionierter Theoriebildung ausfindig zu machen, die auch jenseits der Familiensoziologie Aufmerksamkeit finden könnten; die Parsonianischen Zeiten, in denen die ‚Großtheorien‘ unmittelbar familiensoziologisch interessiert waren, sind eben deutlich vorbei. Rational-Choice wäre davon aber wohl auszunehmen.

Im übrigen ist an beiden Berichten auffällig, dass sie relativ stark auf *Defizit*beschreibungen setzen; das gilt insbesondere auf der empirischen Seite, wo Huinink immer wieder auf bloß „rudimentäres Wissen“, auf Forschungslücken und fehlende Daten hinweist bzw. den Mangel an soziologischer Erklärungsleistung konstatiert. Natürlich ist es solches Wissen um das eigene Nichtwissen, das die Forschung in Gang hält. Dennoch: in der Bamberger Berichterstattung zur Familiensoziologie ist wenig zu spüren von dem disziplinären Erfolgsbewusstsein und dem Entwicklungsoptimismus, wie ihn Bodenmann für die Familienpsychologie mitteilt; allenfalls der vermehrte Zugriff auf Längsschnittdaten und die Ereignisanalyse seit den 1980er Jahren waren in Bamberg – auf der familiensoziologisch-empirischen Seite – als Erfolgsgeschichte vor Augen. Und gegenüber der ‚jugendlich‘ und schwungvoll sich präsentierenden Familienpsychologie machte, überspitzt formuliert, die Familiensoziologie, was ihre (sub)disziplinäre Identität angeht, einen ‚gealterten‘ und teils ausgezehnten Eindruck: ohne eigentliches Kerngeschäft und unsicher, ob sie essentielle alte Besitztümer wie die familiale Sozialisationsforschung noch kontrolliert bzw. ob sie nicht besser daran täte, diese ganz preiszugeben. Während Burkart nachdrücklich für das Festhalten der Forschungsfelder „Sozialisation, Kommunikation, Emotionen“ plädiert, sieht Brüderl diese in der Entwicklungs- und Familienpsychologie (längst) besser aufgehoben. Johannes Huinink aber, der sich mit Nachdruck für Interdisziplinarität in der Familienforschung ausspricht, gibt eine ebenso treffende wie desillusionierte Beschreibung der disziplinären Lage, indem er die „direkte Konkurrenz“ beim Namen nennt, in die die Familiensoziologie vonseiten der Familiendemographie und Ökonomie einerseits und der Psychologie und Pädagogik andererseits geraten ist (in diesem Heft, S. 25). „Wo ist da noch der genuine Ort der Familiensoziologie?“ Eben darauf versucht Huinink dann eine engagierte Antwort. Schließlich die Politik. Was die angeht, so war in Bamberg auffällig, dass von der starken Beteiligung der Familiensoziologie an der Familienberichterstattung der Bundesregierung, gerade auch aktuell am siebten Familienbericht, kaum die Rede war.

1 Dies allerdings bei deutlichem Plädoyer für eine international vergleichende Familienforschung!

2. Meine zweite Bemerkung zur Familiensoziologie ist arg hypothetisch und obendrein wohl parteiisch. Ihr geht es um einen Eindruck², im Doppelpack², den nämlich, dass Rational-Choice innerhalb der deutschen Familiensoziologie in den letzten Jahrzehnten zur vorherrschenden Theorieorientierung geworden ist, und *zugleich* den, dass die Hegemonie von Rational-Choice der Familiensoziologie nicht gut täte, wohlgemerkt: die *Hegemonie*. Der Theoriebeitrag von Günter Burkart (in diesem Heft) ist nach Kräften bemüht, ein pluralistisches Bild von der deutschen Familiensoziologie zu zeichnen. Mein Eindruck ist gleichwohl der von einer robusten Tendenz in Richtung der besagten Hegemonie, und die Bamberger Tagung hat den Eindruck nicht dementiert. Man muss dabei gar nicht von ‚Verdrängungswettbewerb‘ sprechen; die Tendenz ist teilweise eine, die der Nachwuchs in der Disziplin mit sich bringt. Mir liegt nun aber mehr an dem noch hypothetischeren Eindruck, dem eben, dass die Hegemonie von Rational-Choice der Familiensoziologie nicht gut täte, dass er mit intellektuellen Verlusten und Kosten verbunden wäre. Dazu will ich einige Andeutungen machen.

Hinweisen will ich *einerseits* auf Erinnerungs- oder Gedächtnisverluste, die eine Hegemonie von Rational-Choice nach sich ziehen dürfte. Ich lasse dahin gestellt, ob es in den Sozialwissenschaften „Fortschritt“ gibt; was es aber sicher gibt, ist auch unter den Theorieprogrammen, um es mit Max Weber zu sagen: „soziale Auslese“. Die ist in der Wissenschaft – auf der Seite des *nicht* ‚Überlebenden‘ – mit dem ‚Vergessenwerden‘, dem Verschwinden publizierter (aber nicht mehr zitierter) Ideen aus der wissenschaftlichen Kommunikation verbunden, und solches ‚soziale Sterben‘ vollzieht sich beständig und ‚naturwüchsig‘. Solchem Sterben kann man im vollen Wettbewerbsbewusstsein aber auch nachhelfen wollen, und es gehört zu dem robusten Charme gerade von Rational-Choice (und mancher seiner Anwälte), aus dieser Neigung gar keinen Hehl zu machen. Ohne nun dem Kollegen Brüderl zu nahe treten zu wollen, aber sein Beitrag, sein Korreferat zu dem sorgsam um Pluralismus bemühten Bericht von Burkart, führt diese offensive Neigung zur ‚sozialen Auslese‘ explizit und anschaulich vor; hier wird eben deutlich benannt, was man für nicht mehr „brauchbar“ bzw. für „wenig hilfreich“ hält oder mit anderen Worten: ‚was man vergessen kann‘.

Mich treibt nun nicht das Mitleid mit den vom Vergessen Bedrohten, wohl aber die Achtung vor bestimmten soziologischen Hochleistungen, die auf dem Bildschirm von Rational-Choice eher nicht auftauchen, an die Anschluss zu halten m.E. aber unbedingt lohnt. Ich will, was die ‚Familiensoziologie von gestern‘ angeht, nur zwei solcher exzellenten Leistungen nennen. Zum einen Dieter Claessens’ *Familie und Wertsystem: Eine Studie zur „zweiten, soziokulturellen Geburt“ des Menschen* (1967, zuerst 1962). Diese Studie führt systematisch zusammen, was zu ihrer Zeit intellektuell in Geltung war (u.a. Psychoanalyse und philosophische Anthropologie, die Sozialisierungstheorie von Parsons und die Kultur-Persönlichkeitsforschung), und so konsequent wie originell behandelt sie die Frage nach dem Zusammenhang von Familienstruktur und Sozialisation, nach der Eingebettetheit der ‚Sozia(bi)lisierung‘ des Kleinkinds in den Sozialraum (spezifisch) der Kernfamilie. Bei Claessens geht es

2 Ich sage sehr bewusst „Eindruck“ und nicht etwa ‚Diagnose‘ oder dergleichen.

um die elementare (interaktive) ‚Herstellung‘ von Sozialität im familialen Milieu und dies mit einer Grundsätzlichkeit, wie man sie in der Literatur seither, soweit ich sehe, kaum noch findet. Stellt man die heutige Zeit als eine der ‚veränderten Kindheit‘ unter ‚veränderten Familienverhältnissen‘ in Rechnung, so ist das Buch gerade deshalb interessant, weil Claessens, unserer Aktualität teilweise entgegen, so nachhaltig auf die sozialisatorische Potenz der Kernfamilie (als solcher) gesetzt hat. Das andere hier zu nennende Buch, das viel zu wenig Anschluss und Rezeption gefunden hat und das ich der familiensoziologischen Gedächtnisbildung umso mehr ans Herz lege, ist eine der überzeugendsten *qualitativen* Studien des Faches, nämlich Christa Hoffmann-Riems *Das adoptierte Kind: Familienleben mit doppelter Elternschaft* (1984). Es ist dies eine Studie, die auf dreißig umfangreichen narrativen Interviews mit Adoptiveltern basiert, die Adoptivfamilien – solche „mit bürokratisch vermitteltem Familienbeginn“ – zum Gegenstand hat und die auf subtile Art entdeckt und rekonstruiert, wie die Herstellung von Familie und Familienleben (mehr oder minder) für Eltern gelingen kann, denen, deutlich bewusst, ihre Kinder „nicht die eigenen“ sind. Die leider viel zu früh verstorbene Autorin hat nach dieser Studie noch damit begonnen, ihr Forschungsinteresse der Reproduktionsmedizin zuzuwenden, also dem „technologisch vermittelten Lebensanfang“ und der Familienbildung, die dieser nach sich zieht. Hier ist es bei wenigen, dann posthum publizierten Arbeiten geblieben (Hoffmann-Riem 1994: 171ff.). Im übrigen aber bin ich wie Günter Burkart der Auffassung, dass die deutsche Familiensoziologie ein Defizit an anspruchsvoller qualitativer Forschung hat und dass auch eine Studie wie Angela Kepplers *Tischgespräche* (1994) in Sachen ‚familiale Kommunikation‘ viel zu wenig Resonanz und ‚Nachahmung‘ gefunden hat.

Nach solchem ‚Gedächtnistraining‘ sei *andererseits* noch kurz angesprochen, dass Rational-Choice entgegen der klassischen Familiensoziologie eher schwach an der Frage nach dem interessiert ist, was unter modernen Bedingungen das den familialen Sozialbeziehungen Spezifische (oder mit Max Weber: „Eigentümliche“) ist und was diese von den Sozialverhältnissen des Marktes, der Politik, der Professionen oder der ‚Arbeitswelt‘ *unterscheidet*. Ilona Ostner hat diesbezüglich vom ‚Eigensinn‘ des Familialen gesprochen. Solche Fragen, wie sie sich nicht zuletzt differenzierungstheoretisch aufdrängen, scheinen mir für eine Familiensoziologie, für die (vergleichende) Unterscheidung ihres Gegenstands unaufgebbar, und Talcott Parsons’ *Pattern Variables* sind in meinen Augen immer noch ein hilfreiches Instrument, hier zu Antworten zu gelangen. Auf die Thematik des Eigensinns komme ich bei dem ‚Familiensplitting‘, wie ich es in meiner Schlussüberlegung vorschlage, noch zurück, dann aber bezogen auf den dissonanten Eigensinn von Partnerschaft/Ehe einerseits und Elternschaft andererseits.

3. Meine dritte Bemerkung hat mit der ausgeprägten Tendenz des, wie mir schien, tonangebenden Teils der in Bamberg versammelten Familiensoziologen zu tun, einen drastischen Wandel der Familienverhältnisse in den letzten 50 Jahren ‚in Abrede zu stellen‘ – um es forciert auszudrücken. Diese Tendenz richtete sich, natürlich zu recht, gegen Krisen- und Verfallsbeschreibungen ‚der Familie‘; schon dieser Kollektivsingular, der ja Millionen von Familien einschließt, ist nicht ohne weiteres zulässig. Widerspruch erfuhr mit guten empirischen und konzeptionellen Gründen aber

auch die Pluralisierungs- und Individualisierungsthese Ulrich Becks (Huinink, in diesem Heft, S. 4ff., ; Burkart, in diesem Heft, S. 2f.). Dessen Predigt mit ihrer Dramatisierung von Diskontinuitäten (etwa des ‚totaliter aliter‘ von zweiter und erster Modernisierung) fand in Bamberg keine Verteidiger; allerdings fand sie Anschluss in einer Art von Gegenrede, die nun gegenläufig nur noch Kontinuität gelten lassen wollte. Mehrfach und explizit wurde in Bamberg behauptet, das „Familienleitbild“ – was immer das ist – habe sich in den letzten hundert Jahren *nicht* gewandelt; hier gelte erst einmal *Konstanz*. Auch wenn das mündlich geäußert wurde, es sich also nicht um eine publizierte Äußerung handelt, so möchte ich hier doch, weil es lehrreich ist, widersprechen. Ich lasse die empirische Prüfbarkeit der Konstanzaussage ganz dahingestellt und will erst einmal nur betonen, dass ich es soziologisch – bei aller institutionellen Dignität des Familialen – für unwahrscheinlich ansehe, dass ‚das Familienleitbild‘ heute im Wesentlichen das von vor hundert Jahren sein soll, dass das Leitbild also ‚unbeschadet‘ über das letzte Jahrhundert gekommen sein sollte. Es sei denn: man veranschlagt es als etwas, dem innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse nur marginale, etwa exotische Bedeutung zukommt; es brauchte sich dann ja, etwas altertümlich funktionalistisch gedacht, nicht mitzuändern, auch wenn sich ansonsten in seiner gesellschaftlichen Umwelt das Meiste gravierend verändert. Aber in diesem Sinne war die Behauptung von der Leitbildkonstanz ja schwerlich gemeint.

Vielleicht hilft es, um langfristige Diskontinuitäten sichtbar zu machen, ein Jahrhundert zurückzugehen und, bezogen auf ‚das Ehe- und Familienleitbild‘, die so ausgeprägt normative Brille Émile Durkheims aufzusetzen. Was man dann sofort zu sehen bekommt, ist, dass das Leitbild jener Zeit nicht einfach ‚ein Leitbild‘, eine orientierende Verhaltensvorgabe, sondern vor allem eine *moralische* Angelegenheit war. Für das Institutionelle an Ehe und Familie war in Durkheims Augen wesentlich, dass es das hier einschlägige Verhalten selektiv im Sinne eines „so und nicht anders“ festlegte und band; das „nicht anders“ aber zielt auf Verbotenes und ist normativ zu verstehen im Sinne der Alternative ‚konform/abweichend‘. Und das hieß dann seinerzeit im Verhaltensbereich der Geschlechter- und Generationenbeziehungen eben: die mehr oder minder weitgehende Inkriminierung einer ganzen Serie von (an sich naheliegenden) Verhaltensoptionen als deviant, als Sittenverstoß, als anstößig oder unmoralisch, als ‚Schande‘ und auch als strafbar. Man denke an voreheliche Sexualbeziehungen, an außereheliche Schwangerschaft und Mutterschaft, an unverheiratetes Zusammenleben (‚wilde Ehe‘), an ‚Ehebruch‘, Scheidung u.a. Wer auf diesem Terrain über sein Verhalten zu disponieren hatte, war unausweichlich vielerorts konfrontiert mit der folgenschweren Alternative von ‚konform oder abweichend‘. Und man wird wohl sagen dürfen, dass dieses ehe- und familienmoralische Regelwerk in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit durchaus noch in starker Geltung war.

Es scheint mir nun – wenigstens mit den Augen eines Durkheimianers – eine der erstaunlichsten Entwicklungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu sein, dass die kollektive Pflege solcher Intoleranz gegenüber Abweichungen von Ehemoral und Familiensittlichkeit – aus welchen Ursachen auch immer – in vergleichsweise kurzer Zeit in weitgehende *Permissivität* umgeschlagen ist. Permissivität besagt, dass Verhaltensunterschiede, die ehemals und noch erinnerbar ‚einen (erheblichen) Unter-

schied machen‘ (den Unterschied eben von konform und abweichend), nun *keinen* Unterschied mehr machen; die eine Verhaltensoption ist, sozial folgenlos, nun so gut wählbar wie die andere. Ob man verheiratet oder unverheiratet zusammenlebt, ist unter permissiven Konditionen und im Zuge der „Privatisierung der Moral“ (Allerbeck/Hoag) nicht mehr erheblich; auch unverheiratete Paare finden ihre Vermieter. Die Anstößigkeit des unverheirateten Zusammenlebens (ehedem der ‚wilden Ehe‘) löst sich auf, und das Schema ‚konform/abweichend‘ zieht sich aus diesen Verhaltenszusammenhängen zurück. Es versteht sich, dass sich damit auf ‚Individualisierung‘ und ‚rationale Handlungswahl‘ hin die sozialen Konditionen verschieben. Weil es hier aber ums ‚Familienleitbild‘ geht, mag das beiseite bleiben. Auf dieses hin aber bleibt festzuhalten: die dominant normativ-moralische Zumutungsqualität, die dem ‚Familienleitbild‘ vor hundert Jahren anhaftete und ihm sicherlich nicht äußerlich war, sie kommt ihm heute *nicht mehr* zu. Zumindest für einen Durkheimianer ist dieser Unterschied gravierend. *Nicht* in Abrede gestellt ist damit im übrigen, was familienorientierend zweifelsohne *kontiniert*: die soziale Prämisse der Sonder-, Dauer- und Nächstzusammengehörigkeit von Eltern und ihren Kindern, was aber die Kongruenz von Elternschaft und Ehe nicht mehr selbstverständlich einschließt. Und mit dieser Bemerkung komme ich zu meiner abschließenden Überlegung, die sich an frühere Äußerungen zur Sache anlehnt (Tyrell & Herlth 1994, Tyrell 2001, insbes. 44f.).

4. Das Anliegen ist zunächst, eine optische Täuschung oder doch eine Art ‚Sehschwäche‘ zu korrigieren – eine Schwäche, die Gemeingut von Familiensoziologen und Familienforschern aller Art und die *sprach*verursacht ist. Es handelt sich um eine Sehschwäche für eine Differenz; sie entstammt den Einheits- und Ganzheitssuggestionen des Begriffs ‚Familie‘. Uns ist selbstverständlich: wo Vater, Mutter und die gemeinsamen Kinder beisammen sind, da ist die Familie vollständig beisammen; es fehlt an ihr nichts, sie ist eine *ganze* Familie. Der Familienbegriff hat die gemeinsame (allen gleiche) Nächstzusammengehörigkeit von Mann und Frau, von Eltern und Kindern im Sinn; er lässt vor allem *Einheit* assoziieren: Liebesinheit, Verwandtschaftseinheit und exklusiven Solidarzusammenhang. Die Familie ist als solche die ‚natürliche‘ Einheit des Zusammenlebens, was dann die besondere Interaktionsnähe von Vater, Mutter und Kindern im Gefolge hat, usw. Und der soziologische Begriff der ‚nuclear family‘, gemeint im Sinne der (selbst nicht mehr teilbaren) Elementareinheit der Verwandtschaftsordnung, affirmiert diesen Einheitssinn, den auch das Inzesttabu mit seinen innerfamilialen ‚Scheidungen‘ und Zutrittsverboten nicht irritieren kann.

Sieht man nun aber schärfer hin, dann zeigt sich ‚die Familie‘ schnell als eine nur *synthetische* Einheit, als eine Ganzheit, die durchaus Heterogenes in sich ‚vereint‘ und die vor allem zustandegebracht ist durch die *Koppelung* von Liebesche/Partnerschaft *und* Elternschaft. Indem man das herausstellt, hat man den Blick geschärft für die Wahrnehmung einer der Konstitution der Familie innewohnenden *Differenz* – für die Differenz und Nichtidentität eben von Partnerschaft/Ehe und Elternschaft. Und in diesem Sinne geht es mir um die Dekomposition ‚der Familie‘. Das ist nun aber nichts schlechterdings Neues. Ich erinnere nur an Durkheims eigentümlichen Begriff der ‚Gattenfamilie‘ (zur Kennzeichnung des spezifisch modernen Familien-

typus). Die familienzyklisch gemeinte Pointe dieser Begriffsbildung war ja: Ehe und Familie gehen *zeitlich* nicht ineinander auf, denn die Ehe überdauert ja (als „empty nest“) das Zusammenleben der Familie. Ehe und Elternschaft ‚kohabitieren‘ also nur temporär und befristet – bis zum Auszug der Kinder und bis zu deren eigener Familiengründung. In Durkheims Augen war, in Differenz zur Elternschaft, die *Gattenbeziehung* die ‚stabile Zone‘ der Familie. Heute sehen wir es teilweise gerade umgekehrt: die Instabilität der *Ehen* stört und gefährdet vielfach die Bindung und Stabilität, auf die uns – vom Kind her – das Eltern-Kind-Verhältnis essentiell angewiesen scheint. Im übrigen ist das Argument, dass ‚good marriage‘ sich nicht automatisch in ‚good parenthood‘ verlängert und ‚good parenthood‘ durchaus mit ‚poor marriage‘ zusammengehen kann, der Child Development-Forschung durchaus vertraut (vgl. etwa Belsky & Fearon 2004). Und so liegt es heute mehr und mehr nahe, die familale Koppelung von Partnerschaft und Elternschaft als *riskante* Koppelung zu charakterisieren.

Ich möchte darüber hinaus abschließend nur noch zweierlei festhalten: *Einerseits* ist im Blick auf Partnerschaft und Elternschaft der qualitativ differente Sinn und Eigensinn dieser beiden Beziehungsmuster zu betonen. Beide haben ihren Liebesakzent, aber die Heterogenität zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die *eine* Beziehung ‚kündbar‘ ist, die andere aber nicht, dass die *eine* für bestandsgefährdende Konflikte anfällig ist und als Liebesverhältnis ‚scheitern‘ kann, die andere aber nicht. Die eine Beziehung hat ein spezifisches (in ‚intakten‘ Verhältnissen weitgehend latentes) ‚Treue‘/‚Untreue‘-Problem, die andere weiß davon kaum etwas. Es muss hier bei diesen Andeutungen bleiben. *Andererseits* kann man im Blick auf die aktuellen Veränderungen der Familienlandschaft teilweise wenigstens Anlass sehen, von einer zunehmenden Dissonanz, ja Inkompatibilität zwischen den beiden Beziehungsmustern zu sprechen. An den vermehrten ‚Familienscheidungen‘ lässt sich das unschwer aufzeigen (vgl. Tyrell 2001: 58ff.), also an den Scheidungen von Ehen mit gemeinsamen Kindern. Hier sind es gerade die Kinder, die die Erfahrung des ‚Auseinanderfallens‘ von Partnerschaft/Ehe und Elternschaft machen müssen. Der Konflikt, der die Eltern (als Eheleute) ‚auseinandergehen‘ lässt, betrifft eben eine Beziehung unter den ihm Nächststehenden, an der das Kind selbst *nicht* teilhat. Im übrigen darf auch von einer ‚Auseinanderentwicklung‘ von Partnerschaft und Elternschaft die Rede sein: beide Beziehungen kommen zunehmend auch *ohne* die andere aus, kommen – als kinderlose Partnerschaft bzw. als Alleinerziehen (im Sinne purer Elternschaft) – auch je für sich zurecht. Man kann es resümierend auch in der Sprache Max Webers sagen: Partnerschaft und Elternschaft sind in den letzten Jahrzehnten zunehmend in ein *Spannungsverhältnis* zueinander geraten, und damit steht, um auf das ‚Familienleitbild‘ zurückzukommen, die ‚Einheit der Familie‘ schwerlich noch in jener Geltung der Selbstverständlichkeit da, wie sie ihr in der Nachkriegszeit zukam und wie sie mit der Kernfamilienterminologie gerade auch durch die seinerzeitige Familiensoziologie so nachdrücklich affirmiert wurde.

Literatur

- Belsky, J. & Fearon, R.M.P. (2004). Exploring marriage-parenting typologies and their contextual antecedents and developmental sequelae. In: *Development and Psychopathology* 16: 501-523.
- Claessens, D. (1967). Familie und Wertsystem. Eine Studie zur „zweiten, sozio-kulturellen Geburt“ des Menschen. 2. überarb. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot.
- Hoffmann-Riem, Chr. (1984). Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Hoffmann-Riem, Chr. (1994). Elementare Phänomene der Lebenssituation. Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Keppler, A. (1994). Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Tyrell, H. (2001). Das konflikttheoretische Defizit der Familiensoziologie. Überlegungen im Anschluss an Georg Simmel. In: Johannes Huinink u.a. (Hrsg.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand der familiensoziologischen Theoriebildung*. Würzburg: Ergon, S. 43-63.
- Tyrell, H. & Herlth, A. (1994). Partnerschaft versus Elternschaft. In: Alois Herlth u.a. (Hrsg.) *Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft*. Berlin u.a.: Springer-Verlag, S. 1-15.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Hartmann Tyrell
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Postfach 100 131
D-33501 Bielefeld

Email: hartmann.tyrell@uni-bielefeld.de